

Das verlogene Blau der Donau

Václav Havel hielt ihn für einen der besten tschechischen Romane: Ferdinand Peroutkas „Wolke und Walzer“ schildert die Zeit der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg mit scheinbarer Objektivität, hinter der sich doch Moral verbirgt.

Im Prolog zu seinem Roman „Wolke und Walzer“ lässt Ferdinand Peroutka einen abgerissenen jungen Mann im Jahre 1910/11 durch Wien irren. Er nennt ihn nicht beim Namen, sondern bezeichnet ihn mit einem Buchstaben: „X“.

Der Mann versucht ein paar Zeichnungen in einer Redaktion zu verkaufen, erfolglos, und wartet vor einem Lokal auf einen Bekannten, der nicht erscheint. Schließlich stellt er sich in die Schlange der Armseligen vor dem Nachtschlaf. Hier muss er sich mit seinem Namen registrieren lassen. Der junge Mann schreibt: „Hitler, Adolf“.

Wie ein Menetekel, eine schwarze Sonne, steht dieser Name über dem Roman, der vielleicht gar kein Roman ist, sondern eine literarische Tatsachenbeschreibung einer Fahrt in die Hölle. Wir verfolgen die Schicksale einiger Prager Einwohner, die nach der Okkupation ihres Landes durch die Deutschen in diese Hölle geraten. Juden wie die Bankangestellten Kraus und Kohn, der Arzt Dr. Pokorny und seine Frau Eva; sie treffen sich regelmäßig im Restaurant „Baroque“ zum Kartenspiel, niemand von ihnen ahnt etwas von dem Schicksal, das ihnen bevorsteht. Mit der Besetzung der Tschechoslowakei im Jahre 1939 bricht ihr bisheriges Leben zusammen.

Es wäre sinnlos, die Biographien dieser Menschen zu beschreiben, denn sie sind in keiner Weise selbst für das verantwortlich, was ihnen widerfährt. Es geht also nur darum, wie jemand sich verhält, wenn er mit etwas für ihn vollkommen Unbegreiflichem konfrontiert wird. Peroutka beschreibt diese Menschen nicht als Individuen, weil jede Individualität verlorengeht. Wie ein Stück Fleisch in einer Salzsäure sich langsam auflöst, wird die Individualität der Menschen im Lager oder im Gefängnis so lange verunreinigt, bis nur noch Reflexe des Überlebens übrigbleiben.

Ferdinand Peroutka schildert diese Höllenfahrten in einer Sprache, die zunächst ohne Empathie auszukommen scheint. Wie unter einer Glasscheibe betrachtet der Autor die Verhaltensweisen seiner Protagonisten, und gerade deshalb fängt er eine menschliche Existenz ein, die einem den Atem verschlägt.

Vielleicht verbirgt sich hinter einer Diskussion im Lager die Philosophie des Autors. Hier lässt er einen der Insassen, einen Professor, sagen: „Wir hassen, was uns zermalmte, es zu verabscheuen ist uns aber nicht möglich.“

Der tschechische Autor Peroutka (1895 bis 1978) war eigentlich Journalist und in der Ersten Republik außerordentlich erfolgreich – als Chefredakteur



Prag im Jahr 1939: Die einmarschierenden deutschen Truppen bahnen sich einen Weg durch die Menge. Ferdinand Peroutka hat über die folgende Zeit einen großen Roman geschrieben – oder vielmehr den Tatsachenbericht einer Fahrt in die Hölle. Foto: akg

der wichtigsten Kulturzeitschriften ebenso wie als Pressesprecher von Präsident Masaryk und Freund und Berater von dessen unglücklichem Nachfolger Beneš. Nach der Okkupation wird Peroutka in „Schutzhaft“ genommen und nach Buchenwald verschleppt. Die Anmutung seines Romans als Tatsachenbeschreibung oder Reportage hat also durchaus einen professionellen Hintergrund. Aber man legt dieses Buch nur schwer aus der Hand, so sehr zieht die unpräzise, aber gerade deshalb ungeheuer eindrucksvolle Sprache den Leser in ihren Bann. Gerade dieser Sprache wegen ragt der Roman aus der großen Anzahl literarischer Bewältigungsversuche über den Terror der SS hinaus. Selbst wenn Peroutka Foltermethoden schildert, hat man den Eindruck, dass er als Autor nicht Partei ergreift. Nur in ganz wenigen Passagen verlässt er diese scheinbare „Objektivität“ des Berichtstatters. Etwa bei der Schilderung des Todes eines Gestapo-Offiziers, der in Prag die Frauen Inhaftierter sexuell ausnützt, weil diese glauben, dadurch ihren Männern helfen zu können. Dieser Mann wird schließlich an die Front auf dem Balkan geschickt und dort von Partisanen bestialisch ermordet.

Aber nicht nur die Greuel im Lager Buchenwald (das natürlich so nicht genau werden wird) sind Peroutkas Thema. Auch die Tschechen zu Hause werden gnadenlos geschildert. Dr. Pokorny, dessen Frau Eva sich dem Gestapo-Mann hingibt, gerät in eine Widerstandsgruppe, weil er seinem verehrten Lehrer

folgt. „Sollte es nötig sein, werden wir tapfer sterben“, sagt er, nicht ahnend, dass er für diese Tapferkeit nicht die Kraft haben wird. Erst als er in der Berliner Todeszelle einen Polen trifft, der für sein Land stirbt und dies aufrecht und in Würde, wird Pokorny klar, dass er eigentlich nichts hat, wofür er sterben will.

Der Bankangestellte Novotny, in dem man leicht den Autor erkennen kann, kehrt schließlich nach Prag zurück. Er besteht darauf, dies in seiner Häftlingskleidung zu tun, und er merkt bald, welche Provokation darin liegt, haben die Prager sich doch längst wieder „eingereicht“, sie möchten eigentlich nicht erinnert werden. Novotny spürt auch schon den Eishauch des neuen Totalitarismus, der sich unter der Fassade vorbereitet. Im Lager hat er erleben müssen, wie die einzige organisierte Gruppe nach der Befreiung, die Kommunisten, die Macht ergriffen und auf der Basis der erbeuteten Denunziations-Akten der SS ihre Leidensgenossen vor „Gericht“ gestellt haben. Überall, ob in der Prager Bar „Bijou“ oder im Lager, erklingt der Walzer-Orhrum. „An der schönen blauen Donau“ und erinnert an das verlorene, im Rückblick verklärte „schöne“ Leben. Aber „die Donau war nie blau“, sagt der Führer der Widerstandsbewegung, in die Pokorny eintritt, das ist eine Illusion, wie das Leben außerhalb der Hölle ein solches war.

Peroutka hat den ersten großen Roman über die Zeit der deutschen Okkupation und die Schicksale der Verschleppten und Ermordeten geschrie-

ben. Hervorgegangen ist er aus einem Theaterstück, das 1947 in Prag aufgeführt wurde. Danach ist der Autor in die Vereinigten Staaten emigriert und hat dort maßgeblich die Gründung von „Radio Free Europe“ mit beeinflusst. Die tschechische Redaktion des Senders hat er dann jahrelang geleitet. Sein Roman, der 1976 in Amerika beim tschechoslowakischen Exilverlag 68 Publishers veröffentlicht wurde, ist nun zum ersten Mal in deutscher Sprache erschienen, hervorragend übersetzt von Mira Sonnenschein. In Prag ist er seit Jahren vergriffen, der Autor als Schriftsteller nahezu vergessen.

Das Buch ist ein großartiges Beispiel nicht nur der tschechischen Literatur, so wie sie noch aus der Zeit der Ersten Republik ihre europäische Bedeutung bezogen hat. Vor allem ist es eine moralische Ehrenrettung für das Land, von dem der Tod geweihte Pole zu Dr. Pokorny sagt, es habe sich „daran gewöhnt, sich klein zu machen“. Kein Wunder, dass eine unantastbare moralische Autorität, Václav Havel, das Buch für einen „der besten tschechischen Romane“ gehalten hat.

HANS-PETER RIESE



Ferdinand Peroutka: „Wolke und Walzer“. Roman.

Aus dem Tschechischen und mit einem Nachwort von Mira Sonnenschein. Elfenbein Verlag, Berlin 2015. 376 S., geb., 22,- €.

Demokratie lebt nicht vom großen Zusammenhalt

Opus magnum: Christoph Möllers, gerade mit dem Leibniz-Preis ausgezeichnet, sondiert den Anspruch von Normen

Kant sah die Probleme der praktischen Philosophie noch in der Frage „Was soll ich tun?“ zusammenlaufen. Der Kampf um ihre Beantwortung ist allerdings seit geraumer Zeit in der Tristesse des Stellungskriegs erstarrt. Die streitenden Parteien – Kantianer auf der einen, Konsequentialisten auf der anderen Seite, dazwischen noch einige versprengte Trupps von Aristotelikern und Hegelianern – haben sich im schweren Boden ihrer Gewissheiten eingegraben. Von Zeit zu Zeit überziehen sie den Gegner mit einem publizistischen Sperrfeuer, bisweilen erobern sie einen Graben in Gestalt eines Lehrstuhls oder eines Gremiensitzes, aber entscheidende Durchbrüche an der Wahrheitsfront sind nicht zu erwarten.

Der frischgebackene Leibniz-Preisträger Christoph Möllers wählt für sein Opus magnum „Die Möglichkeit der Normen“ denn auch einen anderen, weniger stark vorbelasteten Ausgangspunkt. Statt sich an dem Problem abzuarbeiten, wie eine Norm sein sollte, widmet er sich der systematisch vorgelagerten Frage, was eine Norm ist. Als Jurist ist Möllers besonders an sozialen Normen interessiert, an Normen also, die nicht lediglich im Inneren der einzelnen moralischen Subjekte ihr Werk tun, sondern deren äußeres, gesellschaftlich wahrnehmbares und bewertbares Verhalten betreffen.

Möllers' Ziel besteht darin, „einen begrifflichen Rahmen für soziale Normen zu entwickeln, der hinreichend weit für unterschiedlichste Phänomene ist, ohne konturenlos zu werden“. Diesen Rahmen findet Möllers in einem Normbegriff, der auf den ersten Blick so unscheinbar wirkt, dass der Leser sich angstvoll fragt, wie sich mit seiner Erläuterung vierhundertfünfzig Seiten füllen lassen. Wer sich davon nicht Bange machen lässt, wird allerdings auf das angenehmste enttäuscht. Möllers brennt ein solches Feuerwerk an Analysen und Thesen ab, dass die Lektüre seines Buches streckenweise einem intellektuellen Abenteuerurlaub gleicht.

Eine Norm ist, wie Möllers herausarbeitet, „die Affirmation der Verwirklichung einer Möglichkeit“. Sie lässt sich weder auf den Status eines Instruments zur Erreichung bestimmter sozialer oder politischer Zwecke noch auf den eines von jeder sozialen Verkörperung unabhängigen guten Grundes reduzieren. Ginge es nur um möglichst effiziente Zweckerreichung, so wäre es besser, eine den Ausschluss alternativer Verhaltensmöglichkeiten bezweckende kausalistische Strategie zu verfolgen, statt das Risiko einzugehen, Normen zu setzen, die bekanntlich nicht nur befolgt, sondern auch gebrochen werden können. Wäre die Rolle von Normen umgekehrt nur diejenige guter Gründe, so würde dadurch die Funktionsweise realer sozialer Praktiken verzerrt, deren Normen „einen Ort, eine Zeit, eine Darstellungsform“ im gesellschaftlichen Raum benötigen und deren Legitimationsansprüche in spezifischer Weise begrenzt sind.

So geht es, wie Möllers gegen Habermas geltend macht, im Rahmen juridischer Verfahren nicht nur darum, gute Gründe zum Zug kommen zu lassen, sondern auch darum, den Kreis der entscheidungsrelevanten guten Gründe sachlich und zeitlich zu beschränken.

Für Möllers liegt die zentrale Leistung von Normativität nicht in Steuerung oder Begründung, sondern – viel grundsätzlicher – in der Bezeichnung und Sichtbarmachung von Alternativen zum bestehenden Weltzustand. Wenn Jesus, nachdem er seine Jünger daran erinnert hat, wie die Herrschenden mit ihrer Macht umzugehen pflegen, fortfährt: „Bei euch soll es nicht so sein!“, so macht er damit den Ausgangspunkt jeder normativen Praxis deutlich. Dieser besteht in der „Möglichkeit, sich

der Wirklichkeit zu verweigern“, also nicht einfach alles so hinzunehmen, wie es ist. Ebenso wie Hegel, dessen philosophisches System seine Dynamik der Figur der konkreten Negation verdankt, weiß auch Möllers: „Die Grundoperation des Normativen ist negativ. Sie weist die Welt so, wie sie ist, zurück.“ Die Affirmation als das zweite Begriffsmoment des Normativen baut stets auf dieser basalen Negation auf. Über die reine Möglichkeit des Andersseins geht sie insofern hinaus, als sie eine bestimmte Möglichkeit mit einem Verwirklichungsanspruch belegt. „Wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein.“

Normativität ist demnach eine soziale Praxis, in der sich eine Gesellschaft von ihrer eigenen Realität distanziert; sie stellt „eine Gegenwelt als Teil der Welt“ dar. Dies ist nicht ohne Risiko. Durch die ihnen innewohnende Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte und sollte, wirken Normen potentiell destabilisierend. In besonderer Weise gilt dies im Rahmen demokratischer Verfassungsordnungen. Diese setzen nämlich nicht nur Normen so wie andere politische Systeme auch, sondern sie verstehen sich, wie Möllers hervorhebt, zudem „als Ordnungen, deren normativer Anspruch nicht erfüllt ist und letztlich nicht erfüllt werden kann“; die wahre Demokratie gibt es nur im Irrealen. In Demokratien ist es deshalb üblich, die eigenen demokratischen Defizite zu kritisieren; nicht zuletzt dadurch unterscheiden sie sich von autoritären oder traditionellen Systemen.

Dieses Destabilisierungsrisiko nehmen Demokratien um der Freiheit willen jedoch sehenden Auges in Kauf. Abweichung ist in ihnen deshalb nicht etwa ein notwendiges Übel, sondern sie ist geradezu ihr Lebenselixier. Zu Recht führt Möllers aus: „Zu viel wird in der politischen Theorie über Gemeinsamkeit und Zusammenhalt nachgedacht. Dabei entstehen Gefährdungen demokratischer Ordnungen dadurch, dass Möglichkeiten zu abweichendem Verhalten faktisch ausgeschlossen werden.“ Wenn in einer politisch existentiellen Frage wie dem Flüchtlingsproblem die Überzeugungen eines großen Teils der Bevölkerung pauschal als „rechts“ etikettiert und die Betroffenen dadurch de facto mundtot gemacht werden oder wenn, wie in der Euro-Krise, die Rhetorik der Alternativlosigkeit jegliche Gegenposition als verantwortungslos brandmarkt, so markieren derartige Methoden der Auseinandersetzung einen in seinen Wirkungen noch nicht absehbaren Abschied von Möllers' Modell demokratischer Normativität.

Wer sich zu Beginn von Möllers' Buch fragte, wozu dessen „nicht-normative Theorie des Normativen“ gut sein solle, der kennt spätestens jetzt die Antwort. In dem Möllers aufdeckt, welche Konsequenzen theoretische Vorannahmen für die Praxis haben, hält er nicht nur Theorien den Spiegel vor, die an den Eigenarten sozialer Praktiken vorbeigehen, sondern auch einer Praxis, die den kulturellen Wert reflektierter sozialer Selbstfragestellung allzu gering achtet. So gesehen, ist Möllers' Normkonzeption institutionell ebenso wenig unkonzipiert, wie er es den Vertretern abweichender Normativitätsverständnisse vorwirft. Aber es ist eine wohl begründete Schuld: der Preis unserer bisherigen Lebensform.

MICHAEL PAWLIK



Christoph Möllers: „Die Möglichkeit der Normen“. Über eine Praxis jenseits von Moralität und Kausalität.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2015. 464 S., geb., 34,95 €.

Die Zitadelle bleibt verschlossen

Vom Wahnsinn erzählen: Molly McCloskey erforscht die Geschichte ihres an Schizophrenie erkrankten Bruders

Das Verhalten der schizophrenen Person, so beschreibt es der Psychiater Ronald D. Laing in seiner klassischen Studie „Das geteilte Selbst“ (1960), gleicht einem „Abwehrsystem analog unterirdischen Gängen, die, wie man sich vorstellen könnte, zur inneren Zitadelle führen, aber sie führen nirgendwohin – oder irgendwohin. Der Schizophrene wird sich der zufälligen Introspektion irgendeines Vorübergehenden nicht entziehen.“

Das 2011 im Original veröffentlichte Buch der amerikanisch-irischen Schriftstellerin Molly McCloskey zitiert Laings Beobachtung – und exemplifiziert sie zugleich: Um zu verstehen, „wer er war, was er alles hätte werden können und wer er stattdessen jetzt ist“, umkreist die Erzählerin ihren schizophrenen Bruder Mike aus unterschiedlichen Perspektiven: anhand von Briefen und Gesprächen, von medizinischen Befunden und philosophischen Exkursen, die sie zu einem montageartigen Ganzen zusammensetzt. Der Originaltitel, dessen Doppelperson in der deutschen Ausgabe leider verlorengegangen ist, umschreibt dieses Verfahren sehr schön: „Circles around the Sun“. Allerdings bleibt der Bruder mit seiner Krankheit bis zuletzt im Verborgenen – und dem Leser schwirrt nach mehr als 300 Seiten der Kopf.

Mike ist vierzehn Jahre älter als seine 1964 geborene Schwester Molly, und er ist ein echtes Sonntagskind: begabt und ehrgeizig, gatschensüchtig und beliebt. Dass er ein Basketball-Stipendium für ein Studium an der renommierten Duke

University erhält, überrascht folglich niemanden, zumal der Vater selbst als Profisportler tätig ist. Die Mutter hingegen widmet sich mit ganzem Herzen dem Wohlergehen der zahlreichen Kinder. Was für eine Vorzeigefamilie! Irgendwann berichtet sogar das „Ladies' Home Journal“ über die fabelhaften McCloskeys: „Wie das junge Amerika lebt“.

Damit ist, dramaturgisch gesehen, die Fallhöhe für einen geradezu brutalen Absturz gegeben. In nur wenigen Jahren „zerbrach“ Mike, so Mollys wiederkehrende Formulierung; ein für die Umwelt zunächst nur irritierender, bald aber schon verstörender Prozess, dessen vorläufiger Tiefpunkt in der Diagnose einer paranoiden Schizophrenie besteht. Mike ist zu diesem Zeitpunkt dreundzwanzig Jahre alt, und was nun beginnt, ist ein zäher, jahrzehntelang andauernder Prozess aus wiederholten Zusammenbrüchen, immer neuen Therapieversuchen und zunehmender Verwahrlosung. Die Familie wird in diesen Schlund zusehends mit hineingezogen, wodurch die Sorge um den kranken Sohn und Bruder mitunter in Ablehnung, Wut, ja auch Ekel umschlägt. McCloskey zeigt das eindrucksvoll: den extremen Wärmeverlust, den emotionalen Farbwechsel innerhalb der Familie, von einem sonnigen Orange in ein frostiges Blau, phasenweise auch in ein hoffnungsloses Schwarz.

Dies gilt vor allem für die Erzählerin selbst, die mit ihrer bisherigen Lebensgeschichte hart ins Gericht geht. Sie

scheint geradezu besessen von der Angst, dasselbe Schicksal wie der Bruder zu erleiden, also einer familiären Prädisposition zu erliegen, die sich im Fall der Schizophrenie in statistischen Werten festmachen lässt. Molly wird sich infolge dieser Einsicht selbst verdächtig, was einerseits zu einer nervösen Überaufmerksamkeit im Blick auf das eigene Verhalten führt. Andererseits steigt ihr Bedürfnis nach einer zumindest zeitweisen Betäubung des aufgeriebenen Bewusstseins, wodurch sie zu Alkoholikerin wird. Dergestalt gefangen in ihren eigenen, existentiellen Problemen, entfernt sich die Schwester immer weiter von ihrem Bruder, der ihr schließlich zu einem Anderen, einem Fremden wird. Am Ende der Geschichte konstatiert sie seinen gänzlichen „Verlust“ – der Ausgangspunkt für ihr Schreibprojekt, das insofern nicht allein dem Verstehenwollen Mikes und seiner Biographie verpflichtet ist, sondern auch der erzählerischen Trauerarbeit dienen soll.

Es ist für den Leser zwar zermürbend, der Erzählerin in ihren zirkelartigen Annäherungsversuchen zu folgen – aber erhellend, bisweilen provozierend ist es auch: so etwa, wenn Molly über die „Verlockungen“ der Schizophrenie schreibt, über die inneren Stimmen, die mit der Zeit „wie alte Freunde“ anmuten, deren Gesellschaft die Einsamkeit vertreibt; wenn sie, Sartre und Kierkegaard zitierend, die radikale Selbstverneinung als Versuch begriff, „die Anforderung der Freiheit von sich fernzuhalten“; oder

wenn sie Mikes größenwahnsinnige Briefe an die Mutter, die teils verblüffend an Friedrich Nietzsches „Wahnsinnszettel“ erinnern („DIE GANZE WELT LIEBT DICH“), einer gründlichen formalen und semantischen Analyse unterzieht.

McCloskey, die bisher als Autorin von Romanen und Erzählungen bekannt geworden ist, wagt mit diesem Buch ein erzählerisches Experiment, das kaum Vergleiche zulässt; allenfalls an die essayistischen, ebenfalls von Philosophie und Naturwissenschaft inspirierten Bücher von Siri Hustvedt („Die zitternde Frau“, 2010) ließe sich hier denken. Und dieses Experiment geht, trotz einiger überzogener Sprachbilder und einer manchmal etwas hölzernen wirkenden Übersetzung, eindrucksvoll auf – vielleicht gerade, weil die „Zitadelle“ des Bruders bis zum Ende verschlossen bleibt. Die Erkenntnis der Erzählerin wie auch des Lesers verlagert sich damit auf die – von Laing beschriebene – „Verschiedenartigkeit“ des Schizophrenen, sein „Getrenntsein“ von der Mitwelt, seine „Einsamkeit“ und „Hoffnungslosigkeit“. Konsequenter als in diesem Buch lässt sich davon gewiss nicht erzählen.

KAI SINA



Molly McCloskey: „Starke Sonne, schwacher Mond“. Eine wahre Geschichte.

Aus dem Englischen von Hans-Christian Oeser. Steidl Verlag, Göttingen 2015. 336 S., geb., 24,- €.

Arabische Medienverhältnisse

Die Professionalität, mit welcher der „Islamische Staat“ nicht nur seine Hinrichtungsvideos produziert, sondern unter europäischen Jugendlichen auch Kämpfer rekrutiert, hat in diesem Jahr für Entsetzen gesorgt. Dass eine sich barbarisch gebende Terrororganisation so effizienten Gebrauch von medialen Möglichkeiten machen könnte, schien schwer vorstellbar. Dabei ist der „Medien-Jihad“, wie der Politologe Asiem El Difraoui in dem von ihm und Carola Richter herausgegebenen Sammelband „Arabische Medien“ zeigt, nur die extreme Spielart einer viel älteren Entwicklung, in deren Verlauf arabische (analog zu europäischen) Gesellschaften lernen mussten, mit modernen Massenmedien umzugehen.

Dem Internet als vorläufig letzter Stufe dieser Entwicklung kommt dabei zwar eine besondere Bedeutung zu, weil es im negativen Fall die Schaffung von „Extremismus-Enklaven“ begünstigt. In günstigen Fällen, die der Band ebenfalls beschreibt, sorgt es aber dafür, dass Informationen bezogen, Ansichten ausgetauscht und Teilhabe erprobt – sprich, dass so etwas wie eine Gegenöffentlichkeit zu dem ansonsten von mächtigen Eliten kontrollierten Fernsehen, zum Radio und zu Zeitungen geschaffen werden kann (nicht

miss). Welche sozialen Gruppen – Frauen, religiöse Minderheiten, Jugendliche – diese Möglichkeiten in welcher Weise nutzen, zeigen die Autoren von rund einem Dutzend Beiträgen, die sich den Medienlandschaften jedes einzelnen arabischen Staates widmen, von Algerien bis zum Jemen.

So unterschiedlich diese Länder sind, ihnen ist zweierlei gemeinsam: die „politische Vermachtung des Mediensektors“ einerseits, also der Wille arabischer Herrscher, die Medien stets für ihre Zwecke zu nutzen. Und eine „radikale Veränderung der politischen Kommunikation“ durch das Satellitenfernsehen – besonders durch den Sender Al Dschazira, der in den neunziger Jahren zum ersten Mal ein kritisches Bewusstsein für die Hofberichterstattung schuf, die von staatlichen Medien bis dahin geleistet worden war. „Von wirklich unabhängigen Medien lässt sich derzeit in keinem arabischen Land sprechen“, schreiben die beiden Herausgeber in ihrem Vorwort. Welchen Einschränkungen sie jeweils ausgesetzt sind, aber auch welche Bedeutungen und Möglichkeiten sie trotzdem haben, davon handelt ihr faktenreiches und historische, soziale ebenso wie kulturelle Dimensionen sorgsam abwägendes Buch.

Ibo

Carola Richter, Asiem El Difraoui (Hrsg.): „Arabische Medien“. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2015. 344 S., br., 44,- €.